



Nr. 33.

Donnerstag, den 13. Juli 1903.

18. Jahrgang.

Fräulein Röntgen.

(Nach bekannter Melodie zu singen.)
Ich weiß nicht, was soll denn bedeuten
Der Schmerz, der mich befällt,
Stets giebt es neue Leiden
Auf dieser schönen Welt!

Herr Edison unter Qualen
Sein Augensicht fast verliert,
Weil er mit Röntgenstrahlen
Lang hat experimentirt.

Gefahren läuft ein Erfinder
In Optik und Mechanik!
Herr Edison wurde nicht minder
Creilt so vom Mißgeschick.

Raum las ich's im Blatte heute,
Da ist mir dasselbe gesch'n,
Als ich voll Lust und Freude
Soeben spazieren wollt' geh'n.

Ein Magdlein muß' ich da schauen
Bildschön, ach, phänomenal,
Aus ihren Augen, den blauen,
Hat mich getroffen ein Strahl.

Was sind die X-Strahlen gegen
Den Gluthblick aus jenem Aug'?
Halbblind schon, glaub' ich deswegen,
Daß ich zu gar nichts mehr tang'!

So dunkel wird's um den Schädel,
Im Herzen so wunderbar,
Ob jenes holdselige Mädel
Das „Fräulein Röntgen“ war?

(Wau-Wau.)

Jeder das Seine.

Stroh Wittwer ist vergnügt, es amüßet
Natürlich jeder sich auf seine Weise;
Auch er sorgt dafür, daß das Geld rouliert,
Er macht die B i e r- und sie die B a d e-Weise.

Nachdruck verboten.

Der kluge Hund.

Eine lustige Sammergeschichte von Egon Mosca.

Es war im Mai, im Beginn der Hochsaison, in Wiesbaden, als auf dem Wege nach Sonnenberg ein eleganter Herr mit einem großen Hunde ging. In den Lawn-Tennis-Plätzen setzte er sich auf eine Bank, dem Spiele zuzusehen, was neben ihm ein anderer ebenfalls elegant gekleideter Herr that. Beide Herren hatten die Paletots neben sich auf die Bank gelegt, denn es war einer jener sonnigen Wairtage, die in Wiesbaden bereits ungemütlich zu sein pflegen, und der Weg war dort sonnig.

Bald kam man in ein Gespräch über das Spiel, und nach einem Weilchen sagte der Hundebesitzer zu seinem Thier: „Vox, jetzt wollen wir weiter!“ Augenblicklich erhob sich das Thier.

„Gehen Sie nach Sonnenberg?“

„Ja wohl!“ sagte der Herr mit dem Hunde.

„Nun, so schließe ich mich an, wenn Sie gestatten!“

„Bitte!“ lautete die Antwort, der heiter lachend der Hundebesitzer noch die an den Hund gerichteten Worte hinzufügte: „Vox, mache auch dein Kompliment!“

Der Hund schob die Vorderpfoten ganz vor, legte den Kopf auf und wedelte mit dem Schwanzstumpf —

„Ein kluger Hund!“ meinte der andere Herr, „aber offen gestanden, ich mag die Bulldoggs nicht; sie sehen mir zu gefährlich aus!“

„Sind's aber nicht immer; meiner ist ganz und gar ungefährlich. Er ist von frühester Jugend an dressirt; spielt zu Hause mit meinen kleinen Kindern; hat noch niemals Jemanden gebissen. Wüßte ich nicht selbst, daß es echte Masse wäre, würde ich's nicht für möglich halten. Nicht wahr, Vox, du thust keinem Menschen etwas zu Leide?“

Bei den letzten Worten blickte der Hund seinen Herrn so treuherzig an, daß kein Mensch auf der Welt auf den Gedanken hätte kommen können, daß der Hund etwas Böses Jemanden zufügen könnte.

So gingen die beiden Herren eine Weile neben einander her, sprachen wie das in Badeorten stets der Fall ist, von ihren Leiden und von ihrer Kur und als sie nach einem Viertelstündchen wieder auf eine Bank kamen, machte der Herr mit dem Hunde den Vorschlag, sich wieder zu setzen, da man ja bei der Besteigung der Sonnenberg-Ruine mit ihren vielen Stufen noch die Weine brauche.

Es war ein schattiges, lauschiges Plätzchen, etwas abseits, von dem großen Wege, weit und breit kein Spaziergänger.

„Na, Voz“, sagte der Hundebesitzer zu seinem Thiere, „hier kannst du es dir auch etwas bequem machen!“ Damit nahm er dem Thier den Ledermaulkorb ab.

„Na, wissen Sie“, meinte der Andere, „die Sache ist aber doch ängstlich!“

„Aber, mein Herr!“ lachte höhnisch der Hundebesitzer, „ich sage Ihnen ja, meine Kleinen spielen mit dem Thier. Voz, was? du kusch dich Niemanden etwas?“ — das Thier wedelte gutmüthig mit dem Schwanzstumpf, — „mach' mal deine Schnauze auf“, — der Hund that gehorsam, wie ihm geheißen, sein Herr legte ihm den Stock zwischen die Zähne, — „daß du mir nicht den Stock zerbeißt, Voz.“ Nun zog und zerrte er den Hund am Stocke hin und her und sagte schließlich: „So, nun ist's genug, du alter Affe!“ Der Hund ließ augenblicklich los, und der Hundebesitzer zeigte seinen Stock. „100 A. zahle ich augenblicklich, wenn ein Zahn im Stock zu sehen ist, der kluge Voz hat ihn mit der Zunge allein festgehalten. Schnell kam er dann auf andere Dinge zu sprechen: Wie der Herr mit seinem Hotel zufrieden sei?

„Je nun“, meinte der, „ich bin erst gestern angekommen, bin im Nassauer Hof abgestiegen.“

„Theure Sache das!“

„Ja, ja! Nun, wenn mir die Kur bekommt und ich bleibe volle sechs Wochen hier, übersiedle ich vielleicht nach einer Pension!“

Schnell wußte der andere einige Pensionen zu nennen.

„Aber, ich glaube, es wird nun doch Zeit, daß wir nach Sonnenberg aufbrechen, sonst komme ich nicht zu meiner Table d'hôte zurück!“

„Ja, das können wir; bleiben Sie nur noch einen Augenblick sitzen. Ich will Ihnen gern noch ein hübsches Stückchen von meinem Hunde zeigen. Voz, paß mal auf! Spitz deine Ohren!“

Der Hund und der andere Herr hörten mit der gleichen gespannten Aufmerksamkeit auf die Worte des eleganten Hundebesitzers, — „du wirst jetzt hier kuscheln und genau Acht geben und dich nicht vom Fleck rühren, bis ich dich rufe.“ Diese Worte waren in langsamem, deutlichem Tone gesprochen. Darauf aber erhob sich der Hundebesitzer ganz plötzlich und schnell, griff ebenso schnell nach seinem Sommerpaletot, und ehe der Andere noch wußte, was für ein Kunststück der kluge Voz nun ausführen würde, saß er mit dem Hunde mutterseelenallein, während der Herr des Hundes sich immer mehr entfernte.

„Na, so rufen Sie ihn doch“, rief der Sitzengebliebene dem Hundebesitzer nach; dieser aber dachte nicht daran, den treuen Voz zu rufen, sondern eilte, nachdem er eine kleine Strecke den Weg nach Sonnenberg verfolgt hatte, durch Buschwerk und über den Rasen hinweg zur Chaussee, wo er auf eine von Sonnenberg kommende Straßenbahn aufsprang und zur Stadt zurückfuhr.

Der Andere merkte denn nach und nach, als der Hundebesitzer nicht wiederkehrte, daß es sich um keinen Scherz handeln konnte. Ihm wurde unheimlich zu Muth; er wagte nicht, sich zu bewegen. Es wurde ihm kühl, er wollte sich seinen Paletot anziehen, aber er fürchtete sich, aufzustehen, denn bei jeder Bewegung knurrte der Hund. Er zog den Paletot zu sich heran, um ihn wenigstens über seine Beine zu legen. Das ließ Voz, der keinen Blick von ihm wendete, ruhig geschehen. Da aber merkte der „Gefangene“, daß der Hundebesitzer seinen, des Gefangenen, Paletot ergriffen hatte.

Blitzschnell flog ihm durch den Sinn, daß im Paletot der Schlüssel seines Zimmers darin steckte. Na, der Portier wird doch nicht so thöricht sein, so dachte er bei sich, und einen fremden Menschen in sein Zimmer hinein lassen, wenn er auch den Namen nennen könnte, — die Herren hatten erst bei der Vorstellung den Namen gewechselt. Immerhin galt es, so schnell wie möglich ins Hotel zu kommen. Der Gefangene dachte daran, um Hilfe zu rufen, aber schon der leiseste Ausruf des Namens „Voz“ ließ seinen vierfüßigen Wächter so vor Wuth ergrimmen, daß er nicht wagte, Irgeendetwas zu rufen. Stumm und steif saß er auf dem einsamen Plätzchen und harrete in Todesangst der Dinge, die da kommen sollten.

Nach vielen, vielen Stunden kam die Erlösung — durch einen Pfiff. Ein Pfiff war ertönt, Voz horchte auf, und mit Blüheschnelle schoß er davon. Der „Gefangene“ schoß ebenfalls automatisch in die Höhe, um gleich wieder auf die Bank zurückzusinken. Er war wie gelähmt von der stundenlangen Aufregung. Dann aber nahm er alle Kräfte zusammen, um sich nach der Stadt zu begeben. Kaum wußte er noch, wie er nach dem „Nassauer Hof“ hingekommen war.

„Mein Zimmer Nr. 87.“

„Aber der Herr hat ja seine Sachen nach der Pension Villa Franke holen lassen!“

„Ah!! Da sind Sie einem Schwindler in die Hände gefallen!“

„Aber Sie haben ja selbst von Villa Franke aus telephonirt?“

Der Portier flog aus Telephon: „Bitte Villa Franke! — Hier Nassauer Hof! Ist bei Ihnen heute ein Herr K. aus M. abgestiegen?“ — „Jawohl!“ — „Hat der Herr von dort telephonirt?“ — „Jawohl! Er fuhr mit einem zweiten Herrn in dessen Droschke vor, ließ sich ein Zimmer zeigen, das ihm gefiel, sagte, er wolle vom Nassauer Hof hierher übersiedeln, seinen Freund nach seinen Sachen schicken und telephonirte an den „Nassauer Hof“, daß er seinen Freund mit dem Schlüssel des Zimmers sende, der Freund werde die Wohnung zahlen und die Effekten holen. Als der Freund nach Stundenfrist nicht kam, telephonirte er noch einmal an den Nassauer Hof, worauf ihm der Freund zurücktelephonirte, er möchte einmal selbst kommen. Dann ging er weg und kam bisher nicht zurück.“

„So! Das ist Alles, was Sie wissen!“ — „Jawohl, warum denn?“ — „Nun, die Kerle waren Schwindler, ein Hotelgast von uns ist um seine Sachen geprellt worden; das zweite Telephongespräch war übrigens fingirt!“

Der Geprellte tobte vor Wuth, aber die Schwindler waren längst mit seinen Sachen über alle Berge. Sie hatten den klugen Voz selbstverständlich erst von der Wache abberufen, als die ganze Wande in Sicherheit war.

Rundschau.

Aus ist das Vergnügen,
Und in vollen Zügen
Kumpelt man zum eignen Herd zurück.
Abgebrannt ist alles,
Jeho kommt der Dalles,
Mit der Rechnung schließt das Ferienglück.

Heimwärts schwebt auch Wilow,
Und ihm wird schon schwül o,
Wenn er von den Wassernöthen lieft!
Alles futschikato,
Wlechen muß der Staat o,
Welches Unglück noch weit mehr verdrückt!

Auch im fernsten Osten
Wehren sich die Kisten,
Denn es droht daselbst die Kriegsgefahr;
Japan rüstet eifrig,
England putzt sich geifrig,
Und Kosaken schießt der gute Zar.

Vom Besub dagegen
Droht der Aschenregen,
Was dem neuen Papste nicht behagt,
Weil in seiner Nähe
Sich die Hölle blähe,
Und Belzebub zu speien wagt.

Nante von Bulgarien
Aus dem Haus Koharyen
Fürchtet gleichfalls eine Eruption;
Aber Klementine
Läßt mit tapf'rer Miene
Ihn nicht runter von dem Wadesthron.

Immer neues hört man,
Und die Ruhe stört man,
Überall gibts irgend was zu schrei'n.
Wöchte doch die Zeitung,
Die dem gibt Verbreitung,
In der Hundstagszeit verboten sein!

Dorf-Barbier.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Die Stiefel des Herrn Inspektor.

Der Aufruf der Parteien um 10 Uhr ist vorchriftsmäßig erfolgt, meldete der Gerichtsdiener dem amtsführenden Richter.

Richter: Will wider Frenzele! Sind die Parteien vertreten? Hier, ertönte es von den Lippen des ernst dreinschauenden Schuhmachermeisters Will, während ein überaus höfliches, durchaus zur Stelle, Herr Amtsgerichtsrath, die Anwesenheit des Beklagten Frenzele bestätigte.

Nichter: Der Schuhmachermeister Gill klagt auf Zahlung von 15 Mark für ein Paar am 12. Februar dem Inspektor Grenzke gelieferte Stiefel.

Kläger: Det stimmt uft Haar, Herr Nichter.

Bekl.: Die Sache an und für sich läßt sich durchaus nicht bestreiten, jedoch die intimeren Vorgänge, die sich bei der Ablieferung abspielten, hervorgerufen durch die durchaus nicht einwandfreie Beschaffenheit der Stiefel, wie das durchaus nicht noble Betragen des Herrn Schuhmachermeisters Gill, bewogen mich, der ich sonst einen durchaus aristokratischen Charakter habe, dem Manne die Thüre zu weisen, dem Manne, der mich in Gegenwart meiner Frau Gemahlin und meiner zum Theil nicht ganz unerwachsenen Kinder auf die gröblichste Art insultirte, indem er mir insinuirte, daß mein Bestreben nur darauf gerichtet sei, auf betrügerische Weise in den Besitz der hier in Frage kommenden Stiefel zu gelangen, wohingegen ich in längerer Rede, die durchaus ruhig und sachlich gehalten war, dem Herrn Schuhmachermeister Gill auseinanderzusetzen wollte, daß sich die gelieferte Waare durchaus nicht in für mich brauchbarem Zustande befände, indem ich, nachdem es mir mit großer Mühe gelungen war, die Stiefel auf meine durchaus nicht großen Füße zu zwingen, ein nicht gelindes Drücken verspüren mußte, welches —

Nichter (einschaltend): Vorläufig genug! Sie nahmen die Stiefel nicht ab weil sie drückten?

Kläger: Herr Nichter, id bin ganz außer Athem von den langen Simmelsammel, lassen Se mir noch mal 'n Ton reden.

Nichter (offenbar belustigt): Na, dann erzählen Sie einmal!

Kläger: Id sihe in sonne blaujgestreifte Bierquelle und denke an nisch Böses, da meent 'n Herr, det heest, id hielt ihm vor'n Herrn, et war doch jezt 'ne böse Zeit, keene Needlichkeit mehr uf de Welt, lauter Luch und Truch, wat id nu aber nich jlooben wollte. Wir kamen nu in't Jespräch, und bei't vierte Köppken stellte id mir als Schuhmachermeister vor, wodrus daß er mir 'ne seine Karte aus'n Etwi jeben dhat, dadrus stand Otto Grenzke, Inspektor. Id habe det Prachtexemplar hier, det heest, id meene man die Karte. Da kann id Jhn ja gleich in Nahrung setzen, id brauch 'n Paar Stiebeln, sagte er, un in eene dunkle Ecke vons Latel hab' id ihm denn Waß jenommen. Eene Woche später joddel id mit meine Stiebel los, komme hin zu den Inspektor, mit Respekt zu melden, er wohnt ja nich irade ferjchtlich, aber ganz manierlich, un eene Frau, wat seine war, sagt nu mit sonne recht jemachte Freindlichkeit: Lieber Mann, sagt sie, lassen Se man de Stiebeln hier, mein Mann is nich zu Hause. Na, wissen Se, Herr Nichter, wenn id schon immer lieber Mann höre, denn hab' id de Nase voll. Id saje nu höflich, indem id se innwidel, de Stiebeln meen id, da kann id ja noch mal wiederkommen. Un wie id mir so verkrümeln will, jezt de Thüre uf, und der Herr Inspektor kommt rin. Nu macht de Frau Menfse, biste noch da Männchen? un mehr sonne faulen Bicken. Inzwischen hatte er, wat der Herr Inspektor war, de Stiebeln schon mang de Fingern un eens, zwee, drei uf de Hinterbeene. Nu looft er in de Stube rum wie Cäpernick. Id frei mir, det se so scheen passen, und natürlich hol id ooch de Rechnung mit dankend erhalten aus de Tasche. Da meente nu der Herr Inspektor, un fangt an zu humpeln, vorläufig drücken se ihn, er müßt se erscht 'n bißken austreten, un id sollt' man so lange warten. Id wart' nu 'n halbet Stiinfen, er ah und roochte und sagte, se drücken noch. Id hatte nu aber nich länger Zeit un polkte et ihm nu aus'nander, det meine Jegenwart bei't Austreten nu irade nich nöthig is, er soll man berebbeln oder de Stiebeln jeben; un da machte er 'n Bramsigen, spricht von Unverschämtheit, Jeld zu fordern for verdorbene Waare un mehr so'n faulen Zauber, wo er doch man bloß mit 'n Daumen wackeln sollte, vielleicht konnte er't ooch nich. Na wie id det nu merkte, will id ihm de Stiebeln von de Beene ziehen, aber da brüllt er Hülfe, un de Frau mit so Stücker vier Jöhren kommen rin un machen alle durch'nander Kaleita. Nu war mein Jebuld am Rande. Id riskir 'ne Lippe un nu springt der Herr Inspektor uf, packt mir an een Arm, de Frau an 'n andern, de Jöhren schubsen von hinten un raus aus de Stube. Bezahlt hat er nich, un de Stiebeln hat er schief jetreten, wie id eben sehe, bitte Herr Nichter kiesen Se mal, er hat se unter.

Auf die Frage des Richters an den Beklagten, ob sich das alles so zugetragen habe und ob er die Stiefeln trage, begann der Beklagte: Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht zu bestreiten, daß ich die Stiefeln getragen habe, indem —

Nichter: Halt, das genügt! In Folge dessen müssen Sie eben auch bezahlen!

Grenzke wird zur Zahlung und Tragung der Kosten verurtheilt. Mit den Worten: Ich beruhige mich durchaus nicht bei dieser Entscheidung, entfernte sich Grenzke, dicht hinter ihm der Schuhmacher Gill, welcher den Blick nicht von den schiefen Absätzen des Herrn Inspektors abwandte.

Regentropfen=Poésie auf der Alm.

In der „Tägl. Rundsch.“ lesen wir: Was können Eingeregnete im Unterkunftsbaus Besseres thun, als zum „Fremdenbuche“ greifen und aus den munteren oder — traurigen Einfällen ihrer hier Vorgelesenen Tröstung und Ergöhen schöpfen! Also her mit der abgegriffenen Chronik.

Auf der Alm is ja Sünd,

Man nimmt, was ma find!

Und was gilt's, wir finden Verse, die schließlich selbst diesen trüben Himmel wieder lachen machen!

„Selige Debe auf wonniger Höhl!“

Eing'wettert sind wir so ganz peu a peu.

Was wirds erst morgen sein für ein Bild?

Kommt nicht die Sonne, dann werd' ich wild!

Die Nase roth, die Hände blau,

Mit halberfrorenen Füßen;

Wenn Ihr den ollen Gipfel seht,

Sagt nur, ich lass' ihn grüßen.

Schauderhafte Zustände! sollte Berliner Sonne sich unterstehen Gen einzigstes Mal nich ufzujehn!

Wir tranken hier ein gutes Bier

Und aßen Brot und Käsi,

Judem ist auch zu treffen hier

Die wunderschöne Mesi.

Sommerfrische:

Wag're Fische,

Gegend nett,

Schlechtes Bett.

Do bleib' doch s' Hause hocken

Fader Roden! (Nadel Hansel von der Wildalp.)

Wir bleiben lebig auf der schönen Welt,

's ist erstlich schöner und man spart's Geld.

Denn die Lieb' ist die Flagge,

Das Schiff ist die Eb',

Das Schicksal — die Welle

Das Leben der — See,

Die Frau regiert's Steuer

Nach eigener Art,

Der Mann hält das Ruder

Und — zahlt die ganze Fahrt.

Nach bunten Strichen, roth und gelben,

An dem Weg und am denselben,

Muß der Mensch durch Schnee und Eis

Klettern der Natur zum Preis —

Hat man dann den Berg erklimmen,

Speiß' und Trank zu sich genommen,

Denkt man mit Vergnügen dran,

Was der Mensch doch leisten kann —

Will man sich an Fernsicht laben,

Muß man doch erst eine haben.

Aber Wolken dicht umschleiern

Land und Berge bei den Bayern.

Sonnenaufgang ist was Schönes,

Aber weniger Bequemes,

Denn will man dies Schauspiel seh'n

Muß man meistens früh aufsteh'n.

Alles dies pflegt fortzufallen,

Wenn die Nebel niederwallen.

Rätselhaft.

Auf Erden wird viel Stroh gedroschen,
Viel sogenanntes „leeres Stroh“,
Man kauft es auch für wenig Groschen,
Man kriegt's geschenkt auch irgendwo.

Darum war ich bisher der Meinung,
Das Stroh hätt' wenig Geldeswerth,
Bis meines Strohhuts Prachterscheinung
Mich hat von diesem Wahn befehrt.

Ich hielt ihn werth trotz seinen Lannen,
Hab acht, daß er sich nicht verliert — —
Und nun mit ungeheurem Staunen
Seh ich: das Stroh ist imitirt.

Dahin der Glanz, dahin der Schimmer!
Ein Regenguß brach seinen Stolz.
Der Strohhut ist ein Strohhut nimmer,
Er ist gepreßt aus weichem Holz.

Holz-Masse, die durch starkes Pressen,
Strohähnlich wurde, tadellos,
Ist nach dem Regen unterdessen
Geschwollen wie ein Hefenloos.

Das Stroh will man durch Holz ersetzen,
Durch Holz, das Werth hat fern und nah?
Nein, dies Patent kann ich nicht schätzen,
Ich steh vor einem Rätsel da!

(Wau-Wau.)



Ein diskreter Wirth.

Gast: Hören Sie 'mal, Herr Wirth! Das Fleisch ist ja nicht zu genießen; es riecht ja ganz entsetzlich!

Wirth: Es ist mir auch so vorgekommen, aber ich habe nichts sagen wollen, um Ihnen den Appetit nicht zu verderben!

Noch schlimmer.

Freundin: Also von mir ist im Kaffeekränzchen die Rede gewesen; na, da werden Sie mich ja schon verleumbet haben?

Hausfrau: O, bitte sehr, nur Gutes habe ich über Sie erzählt, — aber keine hat's mir glauben wollen!

Omen.

Herr: Warum haben Sie denn die Automobilsahrt so plötzlich unterbrochen?

Automobilfahrer: Ja, meine Frau ist abergläubisch und meinte, nachdem wir den Dreizehnten überfahren hatten: jezt kehren wir um, sonst gibt es ein Unglück!

Gewohnheitsphrase.

Richter: Haben Sie denn das entwendete Geld in der kurzen Zeit schon ausgegeben?

Angeklagter: I bewahre, denken Sie denn, daß ich mein Geld gestohlen habe, Herr Richter!

Die Hauptsache.

Söhnchen: (das seit einigen Tagen die Schule besucht): Heute haben wir die erste Wochenstunde gehabt, Papa!

Vater: Na, Junge, konnst Du denn jezt bald einen Stat ausrechnen?

Unter Freundinnen.

Mutter: „Ach, ich möchte, daß meine Tini in eine recht angenehme, feine Familie heirathete; der kleine Herr Müller wäre mir schon recht! — —“

Freundin: „Ja, das glaube ich Dir, aber die Sache ist nur die, Herr Müller möchte auch in eine feine Familie heirathen!“

Konkurrenzneid.

Kundin: „Wissen Sie schon, Herr Schmalzhuber, daß sie in der heutigen Nacht dem Herrn Pechle einen großen Käse von zwanzig Pfund aus dem Ladengestohlen haben?“

Schmalzhuber (maliciös lächelnd): „Gestohlen? Das glaube ich nicht! Der wird wohl von selber fortgelaufen sein!“

Bureaukratisches.

Bureauvorsteher: „Sie husteten heute, als der Herr Rath hier war, darauf hustete auch der Herr Rath, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie immer nur erst nach dem Herrn Rath oder nie husten dürfen!“

Gut für sich selbst plädiert.

Vorsitzender des Gerichts: „Also, Angeklagter, Sie werden nach der ganzen Strenge des Gesetzes verurtheilt werden. Haben Sie noch etwas zu bemerken?“

Angeklagter: „Ja, ich wollte nur noch sagen, daß bei mir mit Strenge nie was auszurichten gewesen ist, also behandeln Sie mir lieber mit Güte!“

Ballgespräch.

„Haben Sie schon mal mit Geduld und Spude eine Wunde gefangen?“

Vom Exercirplatz.

Unteroffizier: „Einzjähriger, nicht 'mal 'ne Kniebeuge bringen Sie fertig — wie wollen Sie da 'mal eine Liebeserklärung machen?“

Ein Geschäftsmann.

Wirth: „Na ja, jezt wundert's mich schon gar nicht, daß die Gäst' sich beschweren wegen der magere Suppen! Du fischst ja auch die paar reingefallenen Fliegen gleich wieder raus, statt sie an bissel mitkochen zu lassen, damit die Brühe Zettaugen kriegt!“

Kasernenhofbläthe.

Leutnant (das Geräte-Turnen von Reservisten besichtigend): Sie woll'n 'n dramatischer Dichter sein und kriegen nicht 'mal am Heck 'nen einzigen Aufzug fertig!“

Immer bebot.

Fürst: „Kennen Sie schon meinen neuen Jagdhund, die Diana?“

Jagdtheilnehmer: „Ich hatte noch nicht die Ehre, Euer Durchlaucht!“

Herausgeplagt.

„Eine Kartenlegerin hat mir neulich gesagt, daß ich nicht alt werde.“

— „Nanu — Sie sind es ja schon.“

Vexirbild.



„Naro, hierher! Wo steht er nur?“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Voormert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion (i. V.): Karl Rößel, Wiesbaden.



Nr. 187

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 13. August

1903.

Die Herrin von Kirby.

Roman von Ed. Wagner.

Nachdruck verboten.

1. Kapitel.

Unverhoffte Erbsprüche.

An der Nordküste von Irland, auf einer weit ins Meer sich erstreckenden Landzunge, lag das Schloß Kirby. Von einer kleinen Anhöhe ragte das mächtige, ehrwürdige Gebäude über die es theilweise umgebenden Bäume und schaute mit seinen stumpfen Thürmen stolz in's Land und über das Meer hinaus.

Zur Zeit der Feudalherrschaft war dieser Platz eine fast unüberwindliche Feste gewesen und noch jetzt, beim Beginn unserer Erzählung waren noch zahlreiche Spuren seines früheren Vertheidigungszustandes vorhanden. Breite, tiefe Wassergräben, nach außen massive Mauern bildend, und durch welche lange Thorwege führten, umschlangen in großen Windungen das alte Schloß mit seinen Gärten und Parks.

Die Landzunge selbst — oder wir können wohl richtiger sagen, die Insel, da sie von dem Festlande durch einen zwar schmalen, aber tiefen Strom getrennt war — war nach der Landseite von hohen Erdwällen umgeben, während auf der Seeseite ein hohes steinigtes Ufer mit hervorspringenden kolossalen Felsblöcken einen natürlichen Schutz bildete gegen die anstürmenden Wogen sowohl, wie gegen etwaige feindselige Angriffe.

Ueber den Strom führte eine starke Zugbrücke, welche noch immer nach altherkömmlichem Brauch von einem Wächter bewacht und bedient wurde, allerdings nur der Form wegen; obwohl der alte Mann seinen Dienst mit einem Eifer versah, als lebte er in den Zeiten des Mittelalters, und als ob er in jedem Ankommenden einen Feind zu erblicken berechtigt wäre. Niemand konnte die Brücke passieren, ohne daß der alte Dollas sein hübsches Häuschen verlassen und dem Ankommenden seine Honneurs gemacht hätte.

Dieses Häuschen lag armuthig am Saume eines wohlbestandenen Waldes, welcher sich von der einen Seite der Hauptstraße, die nach dem Schlosse führte, bis zu dem entgegengesetzten Ufer hin ausdehnte, während auf der anderen Seite sich die fruchtbarsten Felder und Wiesen erstreckten, durch welche ein im besten Zustande befindlicher Fahrweg zu den zahlreichen Farmhäusern in einigen Biegungen sich hinzog.

Die Insel wurde nach dem Schlosse benannt, deren jetzige Besitzerin die Lady Olla Kirby war, als letzter Sprosse einer alten, hochangesehenen Grafenfamilie.

Ihr Vater, welcher einige Monate vor dem Beginn unserer Erzählung gestorben war, hatte ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen, daß seine Tochter nach seinem Tode auf ihre Besitzung, die einem kleinen Fürstenthume gleich, verbleiben solle. Ihrem Vormund, einem nachlässigen, alten Manne, welcher auf seinen Gütern in England lebte, war dieses gerade recht, weil er dadurch seiner Pflicht vollkommen zu genügen glaubte, durch zeitweilige kurze Besuche auf Schloß Kirby.

An einem schönen Septembertage, kurz vor Sonnenuntergang, näherte sich der Insel ein junger Mann zu Pferde. Er war fein untadelhaft nach der neuesten Mode gekleidet. Sein Haar war schwarz, ebenso wie sein wohlgepflegter und parfümirter Bart; sein Gesicht konnte man hübsch nennen, aber in seinen dunklen Augen lag etwas, was bei genauer Betrachtung

fast abstoßend wirkte, und um seine Lippen schwebte ein häßliches Lächeln.

Auf einer Anhöhe angekommen, von welcher aus ihm das niedrige Gebüsch des Waldes einen Blick auf die Insel mit dem majestätischen Schlosse und den anmuthigen Farmhäusern gestattete, hielt er sein Pferd plötzlich an.

Sieh da bin ich bald am Ziele, murmelte er. Einen herrlichen Anblick bietet dieses ehrwürdige, prachtvolle Gebäude! und seine Augen leuchteten voll Lust und Begierde.

Ah! der Eigenthümer dieser reichen Besitzung hat keine Ursache, einen König zu beneiden! Ein solcher Preis ist schon einige Anstrengungen werth, und um dieses Preises wegen erkläre ich Dir, meine liebe unbekannte Lady Olla, den Krieg. Das wird ein Kampf werden auf Leben und Tod — ein Kampf, aus dem ich als Sieger hervorgehen muß, koste es, was es wolle!

Seine Augen leuchteten, sein Gesicht glühte, sein Oberkörper war nach vorne gebeugt, wie im Begriff, sich auf einen Gegner zu stürzen, der ihn an der Erreichung seines vorgesteckten Zieles hindern wollte.

Er war gerade im Begriff, seinen Weg fortzusetzen, als er hinter sich lautes Hundegebell vernahm, welches plötzlich die feierliche Abendstille unterbrach. Mit jedem Augenblick kam das Gebell näher und alsbald mischten sich in dasselbe auch der Klang von Pferdetritten.

Der junge Mann wandte sich um, doch sah er nichts, da eine Biegung des Waldweges die Dahersprengenden seinen Blicken noch entzog.

Theils aus Vorsicht, theils aus Neugierde lenkte der Reiter sein Pferd in das Gebüsch und wartete.

Raum war er in Sicherheit, als er eine Dame, gefolgt von einer Anzahl Hunde, sonst aber ohne Begleitung, im vollen Galopp um die Biegung dahersprengen sah.

Hastig bog er einige Zweige zurück und lehnte sich weit über den Sattel vorwärts, um die kühne Reiterin näher zu beobachten. Der schnelle Ritt jedoch gestattete dies nur in geringem Maße.

Die Dame flog an ihm vorüber und er hatte nur soviel gesehen, daß sie ein hübsches Gesicht hatte, strahlend voll Jugend und Lebenslust, voll Geist und Unerforschlichkeit.

Das muß Lady Olla sein, sprach der junge Mann laut mit großer Lebhaftigkeit, als die Dame seinen Blicken entschwunden war; dann fügte er leise hinzu: Wie schön sie ist, die kleine Amazone! Ich bin doch begierig zu erfahren, wie sie die Mittheilungen, die ich ihr zu machen habe, anhören und ertragen wird.

Er hatte sein Versteck während dieses Selbstgespräches verlassen und ritt nun hastig weiter, dieselbe Richtung verfolgend, die die Dame eingeschlagen hatte, und bald hatte er die Zugbrücke erreicht, welche zur Insel Kirby führte. Als er langsam über die Brücke ritt, kam der alte Dollas aus seinem Häuschen und zog seinen Hut vor dem Fremden.

Ich will nach dem Schlosse, sagte der Reiter, welchen Weg muß ich da einschlagen?

Diesen — gerade aus, erwiderte der Brückenwärter, indem er den Fremden scharf und neugierig betrachtete; denn es kam jetzt äußerst selten Besuch ins Schloß.

Lady Olla ist heute von einem Spazierritt zurückgekehrt. Der Fremde grüßte und sprengte die dicke Allee entlang dem Schlosse zu, während der alte Dollas ihm kopfschüttelnd nachsah.

Was mag der für Geschäfte im Schlosse haben? murmelte er. Er hat Augen wie ein Fuchs; im Uebrigen aber sieht er aus wie ein Kirby. So wahr ich Dollas heiße. Ich muß gestehen, er gefällt mir durchaus nicht. Wer mag er sein?

Nicht ahnend, daß sein erstes Erscheinen auf dem Gebiet Kirby zu solchen ungünstigen Betrachtungen Veranlassung gab, ritt der Fremde weiter, erreichte endlich den ersten Thorweg im Wall und besand sich bald im Schloßhof.

Vor dem Portal des Hauptgebäudes hielt er an, sprang vom Pferde und übergab dieses einem herbeieilenden Stallknecht, worauf er hastig die steinernen Stufen erstieg und den Klopfer kräftig in Bewegung setzte.

Ein Diener erschien, nöthigte den Fremden einzutreten und fragte nach seinem Begehre.

Ich wünsche die Lady Olla Kirby zu sehen, sagte der junge Mann. Wollen sie so freundlich sein und ihr sagen, daß ein Herr aus London einige Minuten mit ihr zu sprechen wünsche.

Welchen Namen soll ich melden, Sir?

Der Name thut nichts zur Sache, erwiderte der Fremde, indem er dem Bedienten ein Goldstück in die Hand drückte.

Der Bediente verbeugte sich unterthänig und führte den Fremden durch die hohe, breite Halle in ein behagliches Zimmer, dann entfernte er sich, um seines Auftrages sich zu erledigen.

Wenige Minuten später kehrte er zurück mit der Meldung, daß Lady Olla sogleich bereit sein werde, den Herrn zu empfangen.

Wieder allein gelassen, füllte der Fremde die Zeit damit aus, sich mit seiner Umgebung vertraut zu machen.

Er betrachtete die kostbaren Möbeln, Silber und Spiegel, trat dann durch eine Glashür in eine Veranda, um die malerische Landschaft und das Schloß von dieser Seite zu bewundern. Nach einer Weile trat er in das Zimmer zurück, um hier seine Aufwartung von Neuem zu beginnen.

Welch ein Pracht, welch ein Reichthum! murmelte er, jeder Gegenstand, selbst der kleinste, repräsentirt ein Kapital. Und die schöne Besitzerin all dieser Herrlichkeiten weiß deren Annehmlichkeiten vielleicht gar nicht in vollem Maße zu schätzen; sie wird sie aber würdigen lernen, wenn sie meine Enthüllungen angehört hat.

Er durchmaß das Zimmer mit raschen Schritten, ein unheimliches Feuer glühte in seinen Augen und das beständige Lächeln seines Mundes verwandelte sich zu einem widerlichen Grinsen.

In seiner Aufregung und bei seinen stillen Betrachtungen merkte er kaum, daß es schon zu dunkeln begann, bis endlich ein Diener erschien und Licht anzündete.

Nachdem dieser sich wieder entfernt hatte, setzte der Fremde seine Wanderung durch das Zimmer fort.

Zufällig warf er einen Blick auf die Uhr und erinnerte sich, daß er schon ziemlich lange gewartet, hatte, und willkürlich brach er in die Worte aus, die von einer unwilligen Bewegung begleitet waren.

Die Lady läßt lange auf sich warten. Eine halbe Stunde bin ich nun schon hier. Wenn sie wüßte, mit wem sie es zu thun hat, würde sie mich sicherlich nicht so lange warten lassen.

Ah, jetzt kommt sie.

Es ließen sich leise Tritte in der Halle vernehmen, gleich darauf wurde die Thür geöffnet und ein junges Mädchen trat herein, welches er beim ersten Blick als die Reiterin erkannte, die er etwa vor einer Stunde auf der Straße gesehen.

Er trat der Schloßherrin einige Schritte entgegen und verbeugte er sich ehrerbietig vor ihr.

Hatte sie zu Pferde in ihrem Reitkostüm reizend ausgesehen, so war sie jetzt, in ihrem rauschenden Kleide von weißem Aufselein, geradezu bezaubernd.

Sie war etwa zwanzig Jahre alt, schlank und zierlich von Gestalt und von einer natürlich stolzen Haltung, die jedoch nicht abstoßend wirkte, keine Kälte ihres Wesens verrieth, sondern vielmehr den Reiz ihrer Erscheinung erhöhte.

Ihr Gesicht war lieblich und unschuldsvoll, wie man sich das Antlitz eines Engels vorstellt, und doch spiegelten sich in ihre, von langen schwarzen Wimpern beschatteten bronzefarbenen Augen ein seltener Geist und Lebhaftigkeit und verriethen ihre festgeschlossenen Lippen eine Festigkeit des Charakters, wie man ihn nicht häufig bei Frauen findet.

Das dunkle Haar fiel in schweren Locken auf die blenden weißen Schultern herab, den Reiz des Ganzen vollendend.

Sie wünschen mit mir zu sprechen, Sir? fragte sie mit klarer süßer Stimme und mit einem mißtrauischen Blick auf den Fremden.

Ich dachte, es wäre ein Nachbar. Der Diener nannte mir Ihren Namen nicht.

Eine Weile stand der Fremde bezaubert von der Anmuth des Mädchens sprachlos da; dann stammelte er etwas verlegen: Sie sind also die Lady Olla Kirby?

Das Mädchen verneigte sich ernst.

Und Sie? fragte sie.

Erlauben Sie, daß ich meinen Namen Euer Gnaden verschweige, bis ich meine Botschaft Ihnen unterbreitet habe, sagte der Fremde sehr höflich.

Ich bin nur von London hierher gekommen, um Sie zu sehen, und bin mit Briefen von Freunden von Ihnen versehen, die ich Ihnen später einhändigen werde. Sie sind bereit, mich anzuhören?

Lady Olla zögerte, das Benehmen des Fremden berührte sie unangenehm, seine Worte erweckten Mißtrauen in ihr.

Aber sie war in ihrem eigenen Hause, umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft, die auf das geringste Zeichen im Falle der Noth zu ihrem Beistand herbeieilen würde.

Sie gab daher ihre Bereitwilligkeit, den Fremden anzuhören, durch eine leichte Verbeugung zu erkennen.

Ich wünsche nur die Gegenwart meiner Stiefschwester, der Lady Helene Cheverton, sagte sie und zog die Klingel.

Der Fremde machte keine Einwendung.

Ein Diener erschien und Lady Olla sagte: Bitte Lady Helene zu mir zu kommen John.

Lady Helene ist ausgegangen, Mylady, erwiderte der Diener.

Sie beauftragte mich Ihnen zu sagen, wenn Sie nach ihr fragen sollten, daß sie vor einer Stunde nicht zurück sein werde. Gut sagte das Mädchen, und der Diener zog sich zurück.

Sie nöthigte den Fremden durch eine Handbewegung, Platz zu nehmen, und setzte sich selbst in einiger Entfernung ihm gegenüber, erklärend, daß sie bereit sei, seine Mittheilung entgegenzunehmen.

Dies ist ein herrliches, alterthümliches Schloß bemerkte der Fremde, mit einem flüchtigen Blick durch das Zimmer.

Ohne Zweifel lieben Sie dasselbe ebenso sehr, wie Ihr Leben, Mylady.

Lady Olla war verwundert über diese Frage, und etwas stolz ihr Haupt erhebend, sagte sie:

Das ist eine sonderbare Frage, Sir. Gewiß liebe ich Kirby.

Es ist die Besingung meiner Vorfahren, der Ort meiner Geburt, und hier verlebte ich meine Kindheit. Alle Traditionen unserer Familie knüpfen sich an dieses Schloß und diese Insel. Die alten irischen Könige, mit denen meine Vorfahren in engster Verwandtschaft standen, hatten hier ihren festesten Platz.

Es ist aus all diesen Gründen leicht erklärlich, daß Schloß Kirby mir der theuerste und heiligste Platz ist.

Was aber, fügte sie, in ihrer Begeisterung sich selbst unterbrechend hinzu, haben meine Ansichten in Betreff meines Eigenthums mit Ihnen zu schaffen Sir?

Der Fremde warf dem Mädchen einen bedeutungsvollen Blick zu und seine Lippen verzogen sich zu einem geheimnißvollen Lächeln.

Viel — sehr viel erwiderte er. Der Zweck meines Hierseins ist nämlich, Ihnen zu sagen, daß Ihr Besitz dieses von Ihnen so sehr geliebten Platzes bedroht ist.

Bedroht?

Ja, Mylady! Es hat sich nämlich ein Jemand gefunden, welcher Anspruch auf den Besitz des Schlosses Kirby erhebt.

Unmöglich! rief Lady Olla verwundert.

Durchaus nicht, Mylady, erwiderte der Fremde mit einem Lächeln, welches verrieth, daß er seine Sache gewiß war; den neu aufgetauchte Erbe wird seine Ansprüche mit allen Rechtsmitteln geltend machen.

Sie sind getäuscht worden, sagte Lady Olla ruhig.

Ich bin das einzige Kind und folglich die Erbin des verstorbenen Grafen von Kirby.

Wieder zeigte sich jenes triumphirende, widerliche Lächeln auf den Lippen des Fremden, durch welches das Mädchen sich nicht nur getränkt fühlte, sondern auch Mißtrauen in ihr erweckte.

Der Anspruch Erhebende hat höhere Rechte als Sie — höhere Rechte selbst, als Ihr verstorbener Vater hatte! erklärte der Fremde mit dem Ausdruck der festesten Ueberzeugung.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu erzählen.

Das Mädchen unterbrach ihn durch eine Handbewegung. Ich bin nicht geneigt, Ihre Erzählung anzuhören, sagte sie stolz.

Wenn dieselbe auf Wahrheit beruht, so haben Sie sich an die unrechte Person gewandt. Ich verweise Sie mit Ihrer Sensationsnachricht an meinen Vormund, Sir Arthur Coghan, der in der Nähe Londons wohnt.

Er wird mit seinem Rechtsanwalt bald herausfinden, was Wahres an der Sache und welche Schritte notwendig sein werden.

Sie hatte sich während ihrer Rede erhoben und wandte sich jetzt zum Fortgehen um.

bleiben Sie! rief der Fremde hastig und im gebietendem Ton.

Ich bin gekommen, um die Geschichte zu erzählen, ehe sie im ganzen Königreich bekannt wird.

Sie können doch wenigstens hören, was ich zu sagen habe. Wenn die Beweisführung unzureichend ist, werden Sie das so gut erkennen, wie Sir Arthur Coghan; wenn aber Sie von der Wahrheit der Sache überzeugt werden, so wäre es möglich, daß Sie und Ihr Rivale sich zu einem Vergleich verständigten, oder die Angelegenheit mag Ihrem Vormund und den Advokaten überwiesen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Papas Grab.

Novelle von J. Elwin Smith.

(Nachdruck verboten.)

Es war in der wunderbaren Zwischenzeit zwischen Frühling und Sommer, da die Sonne in besonderer Milde ihre Strahlen herabsendet, und die Vegetation noch etwas von dem geheimnisvollen Aussehen eines Kindes an sich hat, einen flüchtigen, vergänglichen Zug von besonderer Reinheit und Zartheit, die erste Frische des jungen Lebens, noch unbeschmutzt von Hitze und Staub. Und nirgends schien der Strahl so gern zu ruhen, nirgends so viel von dem geheimnisvollen Wiedererstehen der Natur aus ihren verborgenen Keimen zu enthüllen, als auf dem kleinen grauen Kirchhof, der abgeschlossen von der Straße dalag, ein Bild sicheren Friedens. Da schien alles zu klingen und zu schwirren voll Lebenskraft; die Vögel schmetterten es hinaus in lustigen, kurzen oder langen Trillern; das frische Laub atmete es in seinen reinen, durchscheinenden Farben und die Büsche, die ausfanden, als habe sie einer mit gelben und weißen Blüten überschüttet; die Scharen kleiner, schwarzer Ameisen bezeugten es, die auf den Sandwegen hin und her rannten. Auch das dünnste Grasblättchen, das sich aus dem Rasenteppich emporbrängte, fühlte sich als ein kleines Wesen mit einem Anspruch darauf, auch einmal in dem hellen Sonnenschein sich einen Augenblick des Lebens zu freuen — kurz, überall das Gefühl frohen Lebens, das uns oft so seltsam berührt an dem Orte, wo die Toten ruhen. Ist es doch, als dränge sich das Leben absichtlich an den Tod, um seine warm pulsierende Hand auf dessen kaltes Schweigen zu legen.

Oben an der Mauer, rechts von der kleinen steinernen Kirchhofskapelle, waren die nummerierten Gräber. In langen Reihen lagen sie da, durch schmale Fußwege abgeteilt, und jeder Erdhügel trug seine Nummer, bald an einem schlanken, eisernen Pfahl hängend, bald einfach auf ein längliches Stück Holz geschrieben, das tief in den Erdboden gesteckt war. Das waren die gemeinen Soldaten in der Armee des Todes; sie hatten kein Abzeichen, keine Auszeichnung durch Liebe oder Trauer, durch Reichtum oder weltliches Ansehen. Ob da Männer oder Frauen, ob junge oder alte schliefen — niemand wußte es zu sagen. Kein Verzeichnis der Tugenden, kein Beweis der Anhänglichkeit und des Grams, wie er so oft uns aus den Gedenktafeln entgegenweht. Seite an Seite, Schulter an Schulter lagen sie in stummer, unbewusster Gemeinschaft — und doch in eben so tiefer Ruhe, mit eben so viel Anteil an der geheimnisvollen Würde des Todes wie ihre Nachbarn, die Bewohner der eingefriedigten Begräbnisplätze dort drüben, deren Grabsteine weiß und rot durch die lebende Mauer der anmutigen Bäume und Büsche schimmerten.

Auf dem breiten Kiesweg, der an den Gräbern entlang lief, standen drei Kinder; denn auch die älteste war

wenig mehr als ein Kind, obwohl sie die anderen beiden schützend an der Hand hielt. Diese waren in der Uniform des städtischen Waisenhauses gekleidet, die an Kindern stets so rührend aussieht; das älteste Mädchen trug einen knappen schwarzen Rock und einen abgetragenen Trauerhut, um welchen als einzige Zier ein Stückchen verknüllten Flor geschlungen war. Ihre Augen standen voll Tränen; von Zeit zu Zeit liefen sie über, und schwere Tropfen rollten dann an den Wangen herunter. Aber sie war offenbar ein zu verständiges kleines Fräulein, als daß sie hätte laut herausweinen sollen. Ist Iwer von Euch hier begraben?

„Hallo, was ist los?“ fragte plötzlich eine Stimme. Das kleine Mädchen drehte sich erschrocken um. Ein Knabe war dicht hinter ihnen heraufgekommen — ein ziemlich seltsam aussehender Knabe mit hellen Haaren, die ihm in Büscheln über die Stirn fielen, mit mattblauen Augen, in denen dann und wann ein Zug von Verschlagenheit aufleuchtete, und mit sehr magerem Gesicht. Auch seine Arme und Beine waren mager, und er sah aus, als ob ihm nie, auch nicht in den heißesten Sommertagen, zu warm werden könne. Sein Anzug war etwas abgerissen, anscheinend mehr infolge von Vernachlässigung als großer Armut. Die Ellbogen hätten wohl Pflaster nötig gehabt; die Hosen reichten bis ans Knie und waren viel zu weit für die dünnen Beine, die sich nach unten in lose schwarze Strümpfe verloren — die Schuhe ein paar Nummern zu groß, alles in allem schien dem Knaben eine gewisse Verlassenheit, zugleich aber auch eine eigentümliche, altkluge Unabhängigkeit aufgeprägt. Vielleicht war es gerade diese verlassene Unabhängigkeit, die beiden Kindern gemein war und sie unwillkürlich zu einander hinzog; wenigstens bewies das Mädchens Antwort ein rasches Vertrauen:

„Ja, Papa ist hier begraben. Aber ich kann ihn nicht finden. Er ist gewiß mit wem anders verwechselt.“

„Wie ist das?“ fragte der Junge, sich auf den Rand eines der benachbarten Gräber setzend — „warst du denn nicht beim Begräbnis?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Papa hatte das Fieber sehr schlimm, und ich bekam es auch, und wir kamen beide ins Spital. Als ich besser wurde, sagten sie mir, Papa sei gestorben und begraben, und gaben mir diese Nummer“ — dabei hielt sie ihm einen Papierstreifen hin.

Der Knabe nickte zustimmend. „Und stimmt es nicht?“

„Nein! Als ich es dem Mann am Tor zeigte, sagte er, so eine Person sei hier gar nicht begraben, da müsse wohl ein Versehen vorgekommen sein, und Papa müsse unter einem falschen Namen begraben sein. Und ich mochte ihn nicht weiter quälen.“

„Das ist komisch,“ sagte der Junge, während er nachdenklich einen der Fußsteige zwischen den Gräbern entlang schritt. „Was für 'ne Art von Mann war denn dein Papa? Groß oder klein?“

„Groß,“ antwortete das Mädchen, „größer als der“ — und dabei zeigte sie zugleich auf einen Mann, der in kurzer Entfernung vorüberging — „und dünn, wie eine Patte.“ Ihre Augen hingen an den Bewegungen des Knaben mit einer Art instinktiver Hoffnung.

Mit kritischem Blick und ernst zusammengepreßten Lippen musterte er die Erdhügel zu beiden Seiten, als wolle er die Größe derer messen, die darunter verborgen ruhten. Dann wendete er sich mit einem entschiedenen und entmutigenden Kopfschütteln zurück.

„Ich glaube, du wirst ihn nicht finden. Ist deins Mutter auch tot?“

Das Mädchen nickte.

„Meine auch. Deshalb komme ich so oft her. Sie liegt dort drüben, Nummer 2864.“

„Starb sie am Fieber?“ fragte seine Gefährtin. Denn der Junge hatte eine Pause gemacht und sie angesehen, als erwarte er eine Bemerkung.

„Nein, an der Auszehrung. Papa sagt, wenn er betrunken ist, ich würde auch einmal daran sterben, und je eher, je besser. Ich glaube das auch. Mein Quaken ist manchmal schrecklich.“

„Hast du denn keine Furcht?“ fragte das Mädchen, ihn mit großen, neugierigen Augen betrachtend.

„Nicht sehr. Ich denke, schlimmer als hier im Leben kann es mir wohl nicht gehen. Papa stößt einen ordentlich rum, wenn er betrunken ist. — Ich bin wohl

neugierig, ob da oben auch ein Unterschied gemacht wird zwischen den Leuten, die ihre Gräber selbst bezahlen, und denen, die von der Stadt begraben werden."

"Warum?"

"Weil Papa Mutters Grab gekauft hat, und ich denke, wenn ich bald sterbe, kauft er mir auch eins. Aber er trinkt so viel, und wenn ich noch lang mache, wird er kein Geld mehr haben, und dann wird mich die Stadt begraben müssen. Möcht' wohl wissen, ob das einen Unterschied macht."

Es lag eine natürliche Angst in dem Ton des Burschen, und seine großen blauen Augen hingen mit fast bittendem Ausdruck an dem Mädchen. Sie antwortete nicht gleich. Sie hatte ein dunkles, aber deutliches Gefühl, daß da allerdings ein Unterschied sein müsse, daß jemand, der diese Welt sozusagen als rechtmäßiger Eigentümer seines eigenen Grabes verläßt, doch anders angesehen werden müsse als der, der es aus Nächstenliebe geschenkt bekommt. Aber ihr fehlten die Worte, das auszudrücken, und darüber kam ihr ein anderer Gedanke.

"Vielleicht wirst du deine Mama nicht wieder kennen?" sagte sie. "Sie wird jetzt wohl ein Engel sein, nicht wahr?"

Der Junge schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. "Ich denk', sie werden aus Mama keinen Engel gemacht haben. Ihre Hände waren zu mager und zu hart, und ihr Gesicht auch, und sie hatte auch keine schönen Kleider. Nur aus den feinen Leuten werden Engel, denk' ich, aus den Leuten mit Grabsteinen und Erbbegräbnissen. Hast du einmal ein Erbbegräbnis gesehen?"

"Nein."

"'s ist komisch." Der herbe Zug in des Knaben Gesicht schien sich zu verstärken; er zog die ausgemergelten Arme in die Höhe, sie mit den Händen umspannend. "Man geht eine Straße lang und kommt an ein Tor an der Seite von einem Hügel, und manchmal ist's offen, daß man reingucken kann, und da steht ein Sarg auf einem Sims, manchmal auch zwei, und solche Tore sind den ganzen Hügel lang. 's ist komisch. 's ist gerade, als wenn man durch eine Straße geht, wo die Leute alle tot sind!"

Das Mädchen sah ihn schweigend an. Es war ein seltsamer Bursche. Vielleicht, weil er so bald sterben sollte.

Eben kam eins von den Kindern, die herumgelaufen waren, zurück und sagte, die Schwester am Kleid zupfend: "Findst du Papa nicht, Susse?"

"Nein, liebes Mariechen, ich kann ihn nicht finden. Papa ist fort." Und wieder füllten sich die treuen grauen Augen, und die Lippe bebte.

Der Knabe sah sie mitleidig an. "Ich will dir was sagen, was ihr tun solltet," sprach er endlich — "ihr solltet ein Grab adoptieren."

"Was?" fragte Suschen erstaunt und zweiseln, ob sie recht gehört habe.

"Eins adoptieren — wie die Leute Kinder adoptieren aus den Waisenhäusern. Ihr sucht Euch eins aus, was keine Nummer hat, nennt es Eures Papas Grab und pflegt es für ihn."

"Aber wenn ich weiß, daß es nicht seins ist?" fragte das Mädchen zweiselnhaft.

Bei dem Wort Adoptieren dachte sie an die Annahme ganz kleiner Kinder; und die Vorstellung, daß man auch ein großes Grab, wahrscheinlich mit einem ausgewachsenen Toten darin, adoptieren könne, wollte ihr nicht in den Sinn. Und dann schien es ihr nicht gerade etwas sehr Rühmliches, adoptiert zu werden. Es lag doch immer darin, daß jemand — sei es nun ein Kind oder ein Grab — keine Angehörigen habe, die sich um ihn kümmerten. Das mochte der Tote vielleicht übel nehmen, wenn er es erfährt.

"Wer da auch drin liegt, er wird's wohl Eurem Papa sagen, daß Ihr es für ihn tut. — Oder vielleicht ist der jetzt auch allwissend."

(Schluß folgt.)



Der Elefant als Arbeiter.

Ueber die Arbeitsleistung des indischen Elefanten erzählt C. Waldemar Werther in seinem soeben erschienenen Buche „Ostliche Streiflichter“ folgende interessante Einzelheiten: Die Hauptarbeitskräfte bei der Industrie der Holzbearbeitung in Indien sind Elefanten. Daß ein Elefant ein kluges und geduldiges Tier ist, weiß man ja auch in Europa, man hat ihn deshalb schon als Sinnbild für gewisse Personen genommen, deren Tätigkeit dergleichen Fähigkeiten erfordert, wer ihn aber einmal bei der Arbeit sieht, wird sicherlich seine Erwartungen übertroffen finden. Die schweren, am Strande lagernden Baumstämme, zu deren Transport pro Stück vielleicht 30 bis 50 ächzende Kulis nötig wären, nimmt der Elefant mit dem Rüssel auf seine Stoßzähne und spaziert damit, sie wie einen Spazierstock balanzierend, nach dem Sägewerk, wo er sie fein säuberlich in Reihen niederlegt. Dann kommt sein Bruder und trägt sie einzeln nach einer Maschine, von der sie zu viereckigen Balken geschnitten werden. Darauf wartet eigens dessen Vetter, um sie sodann mit dem Rüssel auf einer Holzbahn der Länge nach vor sich herzuschieben, bis ein viertes Elefantentier sie aufhebt, um sie ordentlich zu quadratischen Türmen aufzuschichten, wo sie von der durchziehenden Luft getrocknet werden. Von den schon trockenen Balkentürmen holt der brave Rüsselträger sie einzeln wieder herunter; die einen Balken, welche zu Brettern und Bohlen geschnitten werden sollen, trägt er nach der betreffenden Maschine, legt sie dort langsam mit dem Kopfsende voran vor das Messer, genau senkrecht zu diesem, wobei er mit dem Rüssel so lange hin- und herschiebt, bis die richtige Lage hergestellt ist, dann gibt er noch einen Schubs und die Maschine fängt an zu arbeiten. Andere Balken trägt er nach der Kreissäge, läßt sie zu zwei oder mehreren Stücken schneiden, genau vorher mit dem Rüssel den Schwerpunkt und die Mitte ausbalanzierend. Und so weiter. Eigentlich macht der Elefant diese Arbeiten allein, denn der Mahut, der auf seinem Galle sitzt, gibt ihm nur wie ein Feldherr die allgemeinen Direktiven an, indem er ihm gelegentlich einmal etwas in der Elefantensprache ins Ohr flüstert und ihm dabei mit dem eisernen Hammer auf den Schädel haut. Das letztere ist für Meister Dickhaut nichts weiter als ein zartes Abtiffement, daß jetzt etwas los ist, so etwa, wie wenn man jemand leise auf die Schulter tippt. Im übrigen beschäftigt sich ein kluger Elefant nicht immer mit ein und derselben Angelegenheit, sondern er hat natürlich verschiedenerlei studiert und wechselt in seiner Tätigkeit je nach Wunsch ab. Der Elefant ist zwar teuer — je nach Begabung bis zu 20 000 Rupies —, aber er hält auch lange, meistens länger als die Fabrik. Doch hat er freilich einen Nachteil, er vermehrt sich nämlich nicht in gezähmtem Zustande. Man kann ihn daher nicht züchten, sondern muß stets von neuem wilde Elefanten einfangen.

Die siamesischen wie die anamitischen Frauen genießen viele Freiheiten, und wenn sie auch gern ein faules Leben führen, so muß man ihnen doch nachsagen, daß sie geschäftliche Anlagen haben, außerordentlich vieles im wirtschaftlichen und kaufmännischen Leben durch ihre Hände geht und sie in den Geschäften häufig als selbständige Arbeiterinnen aller Orten anzutreffen sind. Auf den Flüssen des Landes sieht man sie vielfach allein mit Canoes zu Markt fahren, um einzukaufen oder zu verkaufen. Sichtlich sind sie alle und zwar in Folge des widerwärtigen Betellauens, wodurch die Zähne mißfarbig, Zahnfleisch und Lippen zerfressen werden. Dabei speien sie den roten Saft fortwährend auch noch oft aus, so daß alle Wege davon beschmutzt sind. Der vorletzte König von Siam hielt sich eine weibliche Leibgarde, welche rote Röcke und Weinkleider trug und mit Karabinern bewaffnet war. Der jetzt regierende König hatte diese Garde aufgelöst und den Amazonen die innere Palastpolizei übertragen.



Pfeiffer & Diller's
Kaffee-Essenz 1289/57

nicht geradezu unübertroffen? Bestehen Sie darauf,
die echte Original-Dose zu erhalten, die
beste von Allen!